

Bildern, malt in Zeichen, erzählt in Gleichnissen, entwickelt wilde Handlungen und monströse Figuren, weil die Schriftsprache, in der er zu schreiben genötigt ist, für ihn immer Fremdsprache blieb. Man muß, so lautet die Formel, die Sprache vergessen, um die Dinge zu erkennen. Hier eben liegt der Hund begraben.

Die quicken Volten der Argumentation, die Widersprüche und aphoristischen Pointen, mit denen auf die gelassene Existenz so vieler Dinge verwiesen wird, welche es nach den Regeln der geläufigen Vernunft gar nicht geben dürfte, zwingen zu einem reaktionsschnellen Lesen, und man fühlt sich mit der Zeit aufs angenehmste trainiert. Wie vor diesem knappen Wachsen und Blühen im Geröll wird man auch im Text immer aufmerksamer, empfindlicher für das wenige, das aus seiner kunstvollen Monotonie aufsteht. Man erkennt sich darin wieder, trifft sozusagen alte Bekannte. Leicht, elegant, ja fast übermühtig wechselt der Autor die Figuren und Perspektiven, demonstriert er, wie souverän er seine Objekte herbeizitiert oder aus einem Schlichsalsverlauf in einen anderen bringen kann. Mit Behagen und Humor breitet er den Verbalschlutt der Epoche aus. Die Beweislegung ist formal raffiniert und in der Kargheit der Preisgabe seines negativen Helden von einer kunstvollen Geschicklichkeit und dauernd erweiternden Verschwiegenheit. Das ist nicht bloße Ästhetik, sondern Widerstandsästhetik.

Aber dennoch eine opulente Erzähl-Orgie: barock in ihrer maßlosen Virtuosität, Jean-Paulisch in der ironischen Grundhaltung, auch Döblinisch im detailbesessenen und gleichzeitig umfassenden Zugriff auf die Themen der Gegenwart, deren trübe Zukunftsaussichten ihre Wurzeln in einer aus falschen Vergangenheiten zusammengewachsenen Vergangenheit haben.

Eine einfache und zugleich komplexe Geschichte, ganz zarte, leise Töne und zugleich ein Paukenschlag. Dieser großklotzige, bedächtige, eher bayerisch sensible Mann hat ein Buch geschrieben, das so gut und dringlich ist, daß man ihm möglichst viele Leser wünscht.

(Welken auf den Zeiten, zwischen-  
geht aus: Zitate von Reichel  
Dann ford, Wesce Gegie, Mensch  
Reich-Kewich: u.v.a.)

Text + Inhalt: Wie Wittenber  
WTHG

1494-100

## DAS WAR DER DÜMMSTE EINFALL NICHT

Intellektuell wäre es natürlich befriedigender, wenn man ihm mal eins ausweisen könnte. Statt dessen ist schon wieder eine Eloge fällig. Der Autor ist beinahe ein Genie, nur eben ein albernes, vielleicht sogar das albernste in diesem Jahrhundert. Seine Bücher und Aufsätze zählen zum Innovativsten, was die deutsche Nachkriegsliteratur hervorgebracht hat.

Stichwort für eine erste Einschätzung des Großklimas in diesem Buch: gelassen, souverän. Es ist die Geschichte eines Gescheiterten, der im ständigen Scheitern den Berg der Schuld immer vergrößerte, bis er fast darunter zu ersticken vermeinte und Wahn und Wirklichkeit nicht mehr zu trennen imstande war. Er lebt unter dem Terror einer Moral, einer mehr geahnten als gewußten Lebensverfehlung. Es kommt zu ein paar Begegnungen, zum Kauf einer Zeitung, zur Einklehr in zwei Gasthäusern und schließlich zur langsamen Heimkehr. Die Personen sind meistens unterwegs. Aufgebrochen zu neuen Ufern. Angekommen an einem Ort, der nur einen Namen trägt: bei sich selbst.

Das war der dümmste Einfall nicht. Aber die nicht nur literarische Qualität dieses Autors bestätigt sich auch darin, daß er sein Lebensstigma hier grau und rigoros in eine neue Konsequenz hineingetrieben hat, ohne diese wohlfeil dem Zeitgeist auszuliefern. Bereits hier wird das biographische Grundmuster deutlich: ein ständiger Wechsel zwischen Vertrautsein und Entfremdung, zwischen Nähe und Distanz, zwischen Bindung und Freiheit weckt das Bedürfnis nach Ausgleich dieser Gegensätze, nach einem Leben, das vereint, was doch immer getrennt ist.

Wohl werden bedeutende Themen oft nur angetippt, werden vorzeitig fallengelassen und gelegentlich auch förmlich verschleudert, aber es kommt doch stets wieder zu durchgeführten, kunstreich auf feste Resultate hingeleiteten Berichten. Im Verborgenen befinden sich die wichtigsten Orte des Geschehens, wo zentrale Entscheidungen gefällt werden und wo Unvorhergesehenes geschieht. Diesen Sachverhalt bildet der Roman ab.

Die Sprache, die auf den ersten Blick behamend-zäh wirkt, zwingt den Leser, die eigene Ungeduld als Fluchtversuch zu erkennen. Kaum wahrgenommene Zeitsprünge bezeugen das Weiterfließen des Bildstroms im Leser, der die Lücken zwanghaft selber schließt. Das Ungeheuerliche wird, ohne Wortschwall und ohne apokalyptische Bildlichkeit, in spröde-klarer Sprache sagbar. Aber ihm geht es offenbar um eine andere Einheit als die grammatische. Dieser Szenen- und Geschichtenerfinder, dieser realistische Phantast und weise Spinner denkt in

Wene Pundschan ZOMM  
Thesen zum Lebenserkenntnis:

Kristina Mайдt-Zinke

1. Der Kritiker ist der letzte Mohikaner in einem von der Beliebigkeit umzingelten Reservat.
2. Es geht nicht um Parteinahme, sondern um Erkenntnisstiftung. Dabei kann die dialektische Methode von Nutzen sein.
3. Der Kritiker muss sich, um Maßstäbe für die Gegenwart zu formulieren, bisweilen auch als Deuter vergangener Kunstepochen betätigen.
4. Kritik muss in einer Sprache reden, die jedenfalls deutlicher zur Sache kommt als Benjamins Bemerkung zu den Parolen des *cénacle*.
5. Sachlichkeit ist eine Fiktion, Parteigeist ein Widerspruch in sich.
6. Kritik hat mit Moral nur insofern zu tun, als sie im Dienst der ästhetischen Erziehung steht, deren Nebenprodukt, laut Schiller, die Kultivierung des moralischen Vermögens sein kann.
7. Die höhere Instanz für den Kritiker sind solche Kollegen, die er für weiser hält als sich selbst. Sie müssen nicht unbedingt noch unter den Lebenden weilen.
8. Wer richten will, sollte die Juristenlaufbahn einschlagen.
9. Polemik heißt, ein Buch so lange zu studieren, bis man die Sätze findet, in denen es sich selbst vernichtet.
10. Auch wenn Kritik und Kannibalismus mit demselben Buchstaben beginnen: Echte Polemik will sich ihren Gegenstand nicht einverleiben, sondern ihn auf Abstand halten.
11. Kritik bezieht die Lebenskraft, die sie im Kampf der Geister braucht, aus der Kunstbegeisterung. Ihre Waffe ist die Fähigkeit, zwischen Kunst und Nichtkunst messerscharf zu unterscheiden.
12. Die Kunst des Kritikers muss darauf bauen, dass Gedanken, im Gegensatz zu Schlagworten, nicht aus der Mode kommen.

# DIE ZEIT

---

## Emphatiker und Gnostiker

**Über eine Spaltung im deutschen Literaturbetrieb – und wozu sie gut ist.**

*Von Hubert Winkels*

---

Der Literaturbetrieb, einem Gemeinplatz zufolge immer noch ein Ort empfindsamer Seelen, pflegt Sitten wie in einem Boxstall. So wie neulich im Literarischen Colloquium Berlin: »Du bist doch ein richtiges Arschloch! Einen Autor mit seinem neuen Buch fertig zu machen! Drei gegen einen. Hinterhältig und feige. Ich will darüber nicht diskutieren! Mit dir nicht!«

Was, in Gottes Namen, war passiert? In Berlin wurde das Buch *Lichtjahre – Eine kurze Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis heute* von Volker Weidermann vorgestellt, dem Literaturredakteur der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*. Es wurde daraus gelesen, und es wurde kritisiert, wie es dieses Deutschlandfunk-Forum namens *Studio LCB* seit 16 Jahren vorsieht. Die Literaturgeschichte von Weidermann ist subjektiv, orientiert sich an den Biografien der 135 vorgestellten Autoren und erzählt nach den Kriterien Lebendigkeit, Lebensnähe, Leidenschaft und Lässigkeit. Aber leider geht es nur am Rande um Literatur, das heißt um Texte, um Machart, Form, Sprache und Dramaturgie. Man kann das so machen, aber der Preis ist hoch, und er ist sichtbar.

Die Diskussionsteilnehmer Ulrich Greiner von der *ZEIT* und der Kritiker Christoph Bartmann kamen nicht umhin, das auch zu bemerken. Ich selbst, der später Beschimpfte, auch nicht, obwohl meine Moderatorenrolle Zurückhaltung gebot. So kam es, dass Weidermann drei höflichen und durchaus lobenden, aber eben auch sehr kritischen Lesern gegenüber saß. Er trug es mit Fassung. Andere nahmen es weniger lässig und zeigten die unschöne Seite der dauerbegeisterten Literaturemphase: die erregte Beschimpfung. Namentlich ein literarischer Autor, aus einer älter gewordenen Halbstrongengruppe hervortretend: Maxim Biller meinte lautstark, nicht darüber reden zu wollen (mit einem Arschloch). Doch das eben, lieber Erregungskünstler, geht nun gerade nicht.

### **Die einen suchen das wahre Leben, die anderen die wahre Literatur**

Die Emphatiker des Literaturbetriebs, die Leidenschaftssimulanten und Lebensbeschwörer ertragen es nicht länger, dass immer noch einige darauf bestehen, dass Literatur zuallererst das sprachliche Kunstwerk meint, ein klug gedachtes, bewusst gemachtes, ein formal hoch organisiertes Gebilde, dessen Wirkung, und sei sie rauschhaft, von sprachökonomischen und dramaturgischen Prinzipien abhängt. Und dass sich der Lustgewinn in spätmodern abgeklärten Zeiten der Erkenntnis dieser Prinzipien verdankt. Dass wir im Wissen genießen, durch die Erkenntnis und mit analytischen Mitteln.

Das ist eigentlich so selbstverständlich, dass selbst der Fußballfan zustimmen kann. Ohne taktisches Verständnis kein Spaß am Spiel. Doch ausgerechnet bei einem so abstrakten Vergnügen wie der mühseligen Übertragung einer unansehnlichen Zeichenballung auf weißen Seiten in Lust- und Leid-Empfindung soll das anders sein? Hier schreibt sich das

Herz, der Wille, die Not, die Liebe ganz unmittelbar? Lebenserfahrung übersetzt sich in Schrift, um lebenserfahrenere Leser zu stimulieren, noch mehr wirkliches Leben zu erfahren?

Wenn man die literarische Landschaft zurzeit verstehen will, ist eine Zweiteilung hilfreich: die Unterscheidung zwischen Emphatikern und Gnostikern. Die Emphatiker sind die mit dem unbedingten Hunger nach Leben und Liebe; Gnostiker sind die, denen ohne Begreifen dessen, was sie ergreift, auch keine Lust kommt; die sich sorgen, falschen Selbstbildern, kollektiven Stimmungen, Moden und Ideologien aufzusitzen. Die Emphatiker haben den Autor im Blick, sie bewerten Haltungen, Zugehörigkeiten, organisieren sie geschickt und genießen im Übrigen die Lebenskämpfe in Alltag und Politik; die Gnostiker sehen erst einmal Texte und dann frühere Texte und diese auch noch in größeren Kontexten. Sie sind zwei Absätze in der Zeitung oder drei Kapitel im Roman lang spröde. Das kann den Emphatiker nervös machen. Ja, wann macht es denn endlich klick? Wann rasten die Systeme Lebenswelt und Literatur denn endlich ein? Wann passiert endlich was?

Muss ich hinzufügen, dass kein Akteur des Betriebs sich Leidenschaft oder Erkenntniswillen absprechen lässt, dass es keinen gibt, der voll aufgeht in der Rolle, und dass hier von Typen die Rede ist? Mit Namen wird die ganze Unterscheidung sofort plausibel, aber leider auch heikel. Vater aller Emphatiker, wenn wir denn bei der Nachkriegsliteratur bleiben, ist zweifellos Marcel Reich-Ranicki, zumal der späte, nach einigen erfolgreichen Medienturnungen. Sein Erbe wird keineswegs in der FAZ angetreten, sondern in Person von Elke Heidenreich im Fernsehen. Frank Schirrmacher, als pseudowissenschaftlicher Alarmist selbst Emphatiker, hat für die wachsende Emphatikerwelle die *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* geschaffen, die sich um Stadionberichte aus dem literarischen Leben bemüht. Hier ist auch eine der Mündungen eines Stroms aus den achtziger Jahren, der über *Wiener* und *Tempo* die subjektive Schreibweise propagierte, mit Tom Wolfe und Hunter S. Thompson als amerikanischen Paten. Maxim Biller, Moritz von Uslar, Christian Kracht kommen daher. Der *Tempo*-Macher Markus Peichl ist heute Redaktionsleiter bei *Beckmann* und lässt gelegentlich Pop-Autoren passieren, wenn sie Drogenprobleme haben oder Nummer-eins-Bestseller sind. Auftritte in Talkshows wiederum gehören zu den wichtigsten Zielen jener Buchverlage, die mit Auflagen ab 50000 rechnen. Dagegen sind Rezensionen in den fünf klassischen überregionalen Zeitungen ökonomisch relativ unbedeutend.

Schon diese ganz einfache Ableitung macht klar, wie gut sich der einstmals subversiv gedachte affirmative Charme der Anti-Hippies und Anti-Achtundsechziger mit der dynamisierten Warenwelt verträgt. Das alles ist nicht verwerflich, nicht einmal wirklich störend, es ist schlicht eine Entwicklung in der Welt, die wie jede andere auch Teil der Literatur selbst werden kann. Doch als begriffene Entwicklung, bitte schön, und als geschaut – nicht als Voraussetzung und Betriebssystem. Die Emphatiker jedoch genießen genau die Regeln der Übertreibung und Exaltation, der Personalisierung und Gemütsunmittelbarkeit, die im Fernsehen entwickelt wurde. Ihr Basisprogramm ist durch und durch performativ, selbst in Buch und Zeitung. Es teilt die Ansprüche an Mimik, Gestik und Ganzkörperausdruck und überträgt sie gegebenenfalls ins andere Medium. Auch das ist erst einmal eine Feststellung. Wenn es gut gemacht ist, mag es die Genres bereichern.

### **Die Suhrkamp-Kultur ist tot, es lebe die KiWi-Kultur!**

Passiert ist aber etwas anderes, weit darüber hinaus Wirkendes: Die Standards einer diskursiv flankierten, über Kritik, formale Skrupel und sprachliche Experimente funktionierenden Literatur sind unter die Räder gekommen. Oder besser gesagt: Die

Akteure dieser Kultur sind in die Defensive geraten. Die gesamte Tradition einer sprachbezogenen Literatur, wie sie sich in Österreich seit den fünfziger Jahren entwickelt hat – mit Artmann, Rühm, Priessnitz: bestenfalls Literaturgeschichte, im Extremfall ganz vergessen; dasselbe mit den Heißenbüttels oder Gomringers oder Wührs hierzulande. Die Verbindung mit der linken Totalkritik am Chauvinismus der herrschenden Grammatiken wie bei Jelinek: mit ihrem Nobelpreistriumph spätestens untergegangen. Das Gefäß für die Verbindung kulturkritischer Diskurse mit Avantgardeansprüchen in der Literatur, der Suhrkamp Verlag: in einem Abwehrkampf, der auch ihn selbst zu Fehlern zwingt, wenn er sich nämlich der gehobenen Unterhaltung annehmen will, was er nicht wirklich kann:

Damit sind wir in der Phase einer Umschrift der Erinnerung, der Neuformierung des literarischen und damit auch des Nachkriegsgedächtnisses. Hier schlägt die Zerteilung der Welt, die so viel produktive Neuschreibung hervorbringen könnte, um in Fälschung. Hier müssen die Emphatiker den Harnisch ablegen und selber lässig werden: Auch wer Wörter zerschießt wie Kling oder neu verlötet wie Reinhard Jirgl, kämpft und liebt und hasst wie Ballack, Bachmann oder Macbeth. Und die Gnostiker müssen heraus aus ihrem durchlöcherten Verhau und ein halbes Jahr nicht nur Hubert Fichte, sondern auch Jörg Fauser und Jörg Schröder lesen oder Bret Easton Ellis und Martin Amis oder Stephen King und Frank Schätzing, bevor sie ins Kino gehen und die drei Folgen *Herr der Ringe* von Peter Jackson nachholen.

Der Riss zwischen Emphatikern und Gnostikern geht nämlich mitten durch die Lager selbst, daher kommt doch die verdruckste Wut und demonstrative Ignoranz. Es reißt und scheppert auf beiden Seiten. Im Theaterstreit hat sich die aufgestaute Energie jüngst an einem toten Schwan entladen. Es ist nicht dasselbe Phänomen, aber auch hier findet die Feindschaft nur mühselig eine Bühne, auf der sie sich produktiv austrägt. Im Bücherwesen gibt es noch solche Orte. Ein weites und inzwischen geschmacks- und diskursprägendes Forum bildet der Kölner Kiepenheuer & Witsch Verlag, eine Plattform für gegenstrebende Kräfte. Hier finden sich Uwe Timm und Stuckrad-Barre, ein ebenso unwahrscheinliches Paar wie Frank Schätzing und Anne Duden oder Joachim Lottmann und Thomas Hettche. Aber eben das macht die Sache spannungsvoll. Verlagsfeiern sind inzwischen gesellschaftliche Ereignisse mit Harald Schmidt und Joschka Fischer, mit Feridun Zaimoglu und seinen angegifteten »Knabenwindelprosaschreibern« von der Pop-Fraktion. Wie halten die Lektoren, wie hält der Verleger das aus? Halten sie es weiter aus, dann wird man die laufende Zeit irgendwann im Begriff der Kiepenheuer-&-Witsch-Kultur zu fassen bekommen.

Apropos Köln: Man kann auch, wie Volker Breidecker kürzlich in der *SZ*, angesichts des Prominenten-Remmidemis beim Massenereignis lit.Cologne einen medial-industriellen Komplex heraufbeschwören und so diesen literarischen Kulturstreit politökonomisch verorten. Man kann ihn in die Zwangsbeglückung durch Medienmächte einordnen und das ganze hier angedeutete Spiel an die gesellschaftspolitische Aufklärung weiterreichen. Doch erst einmal sollten wir den Konflikt auf unserem eigenen, dem literarischen Feld halten. Produktiv zerstörerisch sind wir doch hoffentlich selbst. Schließlich geht es um was! Um unsere literarische Herkunft sowieso, aber eben auch um die neue deutsche Literatur, die so viel Interesse findet wie lange nicht. Da lohnt die Aufregung – daher kommt sie auch. Und darin steckt die Frage nach der angemessenen Lektüre der Welt selbst.

**DIE ZEIT 30.03.2006 Nr.14**

14/2006